

Als Josy aus dem Operationssaal gebracht wurde, war es draußen hell. Rasende Schmerzen durchlohten seinen gemarterten Körper. Riesige weiße Verbände verdeckten die Stümpfe seiner rechtsseitigen Gliedmaßen. Josy war Doppellamputierter. Der rechte Arm und das rechte Bein waren fort. Jetzt erst erfasste der Verwundete, was mit ihm geschehen war. Ein furchtbarer psychischer Schock riß Josy in die tiefsten Abgründe seelischer Niedergeschlagenheit. Vor seinen schreckgeweiteten Augen stand grauenvoll das furchtbare Leben eines Schwerebeschädigten.

Sankas brachten die Verwundeten zum Flugplatz. Die Ju 52 waren zu fliegenden Lazaretten umfunktioniert worden. Brummend hoben sich die schweren Maschinen in die Lüfte. Josy hatte schrecklichen Durst. Er lag auf einer primitiven Bahre im Laderaum des Flugzeugs und verlor zeitweise das Bewußtsein. Der Flug war lang. Die Ju 52 flogen nach Constanza in Rumänien. Zum Weitertransport waren keine Maschinen vorhanden, auch kein Lazarettzug. Die Schwerverwundeten wurden in Viehwagen umgeladen und auf Strohlager gebettet. Auf den Holzplanken des schiefen Wagens konnte Josy nicht liegen. Sein verstümmelter Körper versank in den Qualen eines grauenhaften Martyriums.

Josy wandelte auf dem schmalen Grat zwischen Leben und Tod. Deutsche Mitverwundete sprachen wohlgemeinte Worte des Trostes und der Zuversicht, die kaum Licht in die Schmerzensnacht des Zwangssoldaten trugen. Endlich hatte der Transportzug Bukarest erreicht. Die Verwundeten wurden ausgeladen und in ein rumänisches Lazarett gebracht. Deutsches Sanitätspersonal kümmerte sich um den Luxemburger. Auch aus dem linken Bein mußten Splitter entfernt werden. In Bukarest gab es häufig Fliegeralarm. Die Erdölfelder von Ploesti waren nahe und wurden von den alliierten Flugzeugen laufend bombardiert. Dann mußten die Schwerverwundeten in die feuchten Kellerräume, wo sie stundenlang auf ihren Matratzen ausharren.

Zwei Monate blieb Josy in Bukarest. Mitte Juni 1944 brachte ihn ein Lazarettzug nach Brünn in der Tschechoslowakei. Es vergingen nochmals zwei Monate. Mit eiserner Energie suchte Josy das Leben zu meistern. Er schrieb und als bereits mit der linken Hand. Der Tagesablauf brachte immer neue Probleme. Schier unüberwindliche Schwierigkeiten bereitete das An- und Auskleiden. Doch der Doppellamputierte haderte kaum mit dem Schicksal. Geduldig trug er sein schweres Los und entwickelte eine erstaunliche Anpassungsfähigkeit.

Josy stellte einen Verlegungsantrag nach Luxemburg. Zwei Sanitäter begleiteten den stark abgemagerten Kriegsveteranen in Richtung Heimat. Der eine trug den verwundeten Kameraden, der andere sorgte für den Koffer. Josy wurde ins Lazarett des Konkvis in Luxemburg eingeliefert. Luxemburgische Krankenschwestern umhagten ihn mit liebevoller Fürsorge. Eltern, Verwandte und Freunde besuchten ihn. Die Wiedersehensfreude war groß. Doch es gab auch Stunden schlimmster Verzweiflung. Die Luxemburger Mitverwundeten im Konkvis, unter ihnen Romain Fandel, halfen ihm darüber hinweg, auch die

gute Schwester Clara, die jeden Morgen von den Luxemburgern mit einem lautstarken „Moïë Schwëster Clara“ begrüßt wurde.

Josy Kemp war Realist. Er machte sich nichts vor und wußte genau wie furchtbar das deutsche Tranchiermesser an seinen Gliedmaßen gewüret hatte. Neue Operationen drängten sich auf. Ein deutscher Militärchirurg kürzte nochmals die Knochen und vernähte die Stümpfe. Josys Bruder Hary Kemp stand nun auch als Zwangsrekrutierter irgendwo in fremdem Land. Josy dachte oft an ihn. Hoffentlich blieb Bruder Hary das harte Schicksal eines Kriegsveteranen erspart!

Als die Nazis Ende August 1944 in Luxemburg Leine zogen, saß Josy im Konkvisgarten und freute sich. Er erhielt Urlaub nach Rümelingen und sollte einmal pro Woche zur Nachbehandlung im Lazarett erscheinen. Im Durchweiden der ersten Septembertage gab es keine Zugverbindungen nach Rümelingen. Auch ein Taxi war nicht aufzutreiben. Ein deutscher OT-Mann aus Nennig, der in Ötungen bei der Anlage unterirdischer Küstungslager tätig war, holte Josy mit einem OT-Dienstwagen in Luxemburg ab und brachte den Schwerekriegsveteranen in die Heimatstadt.

Als am 10. September die Glocken der Freiheit läuteten, saß Josy mit seinem Vater auf der Ruhebank vor der Haustür im Langengrund. Beide horchten auf die Freudennrufe fern und nah. Die Heimat war frei. Josy Kemp hatte seine gesunden Glieder geopfert. Es war ein bitterer Preis.



Wie so viele Rümelinger Jungmänner war auch Fernand Gerson (geb. am 19. Juli 1921) zur Zeit seiner Einberufung im lokalen Bergbau tätig. Zuerst arbeitete er als Pferdejunge, dann als Anknüppler. Zweimal wurde er vom RAD zurückgestellt. Dem dritten Einberufungsschreiben mußte er Folge leisten. Zusammen mit einer größeren Anzahl Luxemburger „Jungen“ fuhr er am 19. Februar 1943 in Richtung Polen ab. Als die RAD-Pflichtigen im Grenzbahnhof Wasserbillig ankamen, wehte plötzlich die Nationalfahne aus Fernands Abteilfenster. Der „Feierwon“ schallte über den Bahnsteig. Die deutsche Bahnpolizei griff ein, beschlagnahmte eine Anzahl Wehrpässe und verabschiedete den Wortführer eine gehörige Tracht Prügel. Damit schien der Zwischenfall erledigt. Doch, wie sich später erwies, war er keineswegs ad acta gelegt.

Fernand Gerson wurde mit ungefähre zwanzig anderen Luxemburgern dem RAD-Lager Lessen (Lasin), nordöstlich von Graudenz zugeteilt. Das Lager war im Aufbau begriffen. Während zwei Monaten half Fernand Zufahrtswege und Straßen bauen. Dann wurde er nach Danzig verlegt. Hier befand sich die „Arbeitsgruppe“, zu der die Lager an der Küste des polnischen Korridors gehörten. Überall gab es Luxemburger RAD-Männer, die dort in der erdfarbenen Uniform schuifteten. In Danzig verging der dritte RAD-Monat.





geworden und fuhr in Urlaub. Die Kompanie sah in dem Luxemburger einen unsicheren Kantunisten und gestand ihm nur zehn Tage Heimataufenthalt zu.

Fernand feierte die Oktoberkirmes zu Hause. Die Stimmung war mies. Bald schlug die Stunde der Rückkehr. Niedergeschlagen bestieg der Zwangsrekrutierte den Urlaubenzug, der ihn wieder in Richtung Osten nach Jaroslaw brachte. Hier war der Marschbefehl zur Front bereits ausgefertigt. Fernand fuhr über Shtomir nach Kirowograd am Dnjepr. Er teilte sein schweres Schicksal mit dem Luxemburger Zwangsrekrutierten Marcel Hoffmann aus Machum, in dem er schon in Jaroslaw einen treuen Freund gefunden hatte.

Die SMG-Schützen standen bis zu den Knien im Wasser. Nachts froren es Stein und Bein. Fernand erlitt schwere Erfrierungen an beiden Füßen. Er mußte zurück zum Hauptverbandsplatz. Hier erhielten die Frostgeschwüre erste Pflege. Im Panje-Wagen ging es zurück zum Feldlazarett. Ein schneidender Wind trieb wallende Schneeschleier vor das rumpelnde Gefährt. Fernand brauchte nicht amputiert zu werden wie viele deutsche Soldaten, die mit Unterkühlungen in Heimatlazarette transportiert wurden. Doch laufen konnte der Luxemburger nicht. Er verbrachte einen geruhsamen Winter im Feldlazarett hinter der Front und blickte hinaus zu der abgenutzten Wintersonne, deren kalte Strahlen sich silbern in den Eisblumen am Fenster brachen.

Am 27. März 1944 war Fernand wieder einsatzfähig. Sein Regiment hatte sich während des Winters nach Tiraspol in Bessarabien an die rumänische Grenze abgesetzt. Die neue Stellung verhielt nichts Gutes. Sie lag auf einer flachen Anhöhe, jenseits einer Geländemulde, wie auf einem Präsentierteller. Es herrschte Feindeinsicht. Der Melder wies die Neuankömmlinge in die Stellung und legte ihnen nahe, die Köpfe einzuziehen. Als Willkommgruß teilte der Unteroffizier Fernand mit, sein Luxemburger Freund Marcel Hoffmann sei kurz vorher gefallen: Voltreffer auf das Deckungsloch!

Am Dnjestr war die Hölle los. Fernand traf in seiner Kompanie noch zwei Luxemburger Zwangsrekrutierte: Jos Flamant aus Tütingen und Emil Altmann aus Schüttringen. Emil Altmann sah die Heimat nicht wieder. Er blieb in Rußland vermißt. Wenige Tage später erwischte es den Kompaniemelder. Man fand nicht mehr viel von ihm. Oberleutnant Schlegel schlug als Ersatzmann Fernand Gerson vor. Fernand überlegte nicht lange. Der Posten bot einige Vorteile. Melder waren im Kompanie-Gefechtsstand untergebracht und kamen oft für längere Zeit aus dem Feuer heraus. Gefährlich war nur das Überbringen von Meldungen in die vorderste Linie. Doch wo gab es an der Front keine Risiken?

Mit der Zeit lernte Fernand die Stellungen kennen wie seine Westentasche. In stockdunkler Nacht fand er blindlings die Gräben. Es fehlte an Munition. Die schweren Waffen standen gebrauchsunfähig in den Artilleriestellungen. Panzer und Sturmgeschütze gab es nicht mehr. Eines Abends trug Fernand den Befehl zur erhöhten Wachsamkeit nach vorn. Jeden Augenblick sei mit einem russischen Angriff zu rechnen. Die Nacht verging. Als das

Anfang Mai wurden alle Abteilungen der Umgegend im Lager Graudenz konzentriert. Hier sollte der Entlassungszug zusammengestellt werden. In Graudenz sah Fernand seinen Rümeling-Freund Metty Künzinger wieder. Auch der spätere Kayler Bürgermeister Jules Kauffmann war in diesem Lager. Die heimkehrenden Arbeitsmänner traten zu einem letzten Appell am Bahnhof an. Ein Wehrmachtsoffizier hielt eine „kernige“ Ansprache. Höhere SS-Offiziere mit gefährlichen Augen hörten zu. Die Luxemburger standen in einer Sonderformation. Ein Dutzend davon wurden plötzlich namentlich aufgerufen, als letzter Fernand Gerson. Der Rümeling stellte sich taub. Mit Stentorstimme brüllte der Gradierter Fernands Name ein zweites Mal über den Platz. Nun hieß es vortreten. Ein Offizier meinte, der Luxemburger sei wohl schwerhörig, aber das werde man ihm abgewöhnen.

Die Aufgerufenen bestiegen einen geschlossenen Lastwagen und wurden zum Verhör ins Gestapo-Hauptquartier abtransportiert. Die „Jungen“ wurden einzeln über die patriotische Manifestation am 19. Februar in Wasserbillig befragt. „Wissen Sie, warum Sie hier sind?“ Fernand verneinte. Ein Zweimeter-Mann schlug Fernand wuchtig mit der Faust ins Gesicht. Es funkelten die Sterne. Die Frage wurde wiederholt und von einer zusätzlichen Maulschelle unterstrichen. Fernand verlor die Fassung nicht. Der Schläger ging hinaus, und der Verhörende wurde gesprächiger. Fernand merkte, daß die Gestapo genau über den Zwischenfall am Luxemburger Grenzbahnhof im Bilde war und gab die Sache mit der Fahne freimütig zu. Die Nationalflagge sei ein Symbol Luxemburgs, zu deren Achtung er erzogen worden sei. Seit seiner frühesten Kindheit wisse er es nicht anders. Der Verhörende nahm Fernands Aussage zu Protokoll und forderte ihn auf, unterschriftlich zu bescheinigen, daß er die Wahrheit gesagt und keine Mißhandlungen erlitten habe. Ein anderer Luxemburger, in dessen Briefen die Militärzensur verbotene Nachrichten festgestellt hatte, blieb in den Fängen der Gestapo hängen.

Nach zwei Reisetagen war Fernand Gerson wieder in Rümelingen. Er sprach mit niemandem über seine Erlebnisse mit der Graudenzer Gestapo und freute sich über seine glückliche Heimkehr. Auf einer Kegelbahn kam Fernand ins Gespräch mit einem Resistenzler, der ihm beim Untertauchen helfen wollte. Fernand lehnte ab. Er konnte und durfte seiner großen Familie (noch fünf Geschwister waren zu Hause) die Umsiedlung nach Schlesien nicht zumuten. Ein anderer Rümeling-Wehrpflichtiger, Nic. Welter, trat an seine Stelle und desertierte. Nic Welter verlor sein Leben am 20. Juni 1944 als Maquisard in Leucamp (Cantal).

Acht allzu kurze Tage war Fernand zu Hause. Dann holte ihn die Wehrmacht. Am 19. Mai 1943 verließ er seine Heimatstadt und fuhr nach Leitmeritz in eine nordböhmische Kaserne, wo er der Infanterie-Stammkompanie des Grenadier-Ersatzbataillons 513 zugeteilt wurde. Ein Monat dauerte die Infanterie-Grundausbildung. Fernand mußte weiter. Er kam zu einer SMG-Kompanie nach Jaroslaw in Polen (östlich von Rzeszow am San). Anfangs Oktober 1943 war Fernand zu einem perfekten SMG-Schützen



Morgenrot rosige Schleppen an den östlichen Himmel zog, rasselten aus der aufgehenden Sonne russische T 34 mit aufgessener Elite-Infanterie heran.

Ein Feuerfaun fuhr über die deutschen Linien. Russische Tiefflieger jagten die feldgrauen Soldaten wie Habichte die fliehende Beute. Fernand kam eben von einem Meldegang zurück. Der Gefechtsbunker war gesprengt. Die Offiziere hatten sich abgesetzt. Feldgendarmen, die sich den zurückflutenden Landsern mit der Waffe in der Hand entgegengestellt hatten, lagen erschossen am Wege. Rette sich wer kann! Die deutschen Einheiten wichen nach Rumänien aus in Richtung Pruth. Nach einigen Tagen blutiger Kämpfe hatten die Russen den gewaltigen Kessel von Jassy geschlossen.

Am 22. August 1944 lag Fernand mit einem Elsässer und zwei Deutschen in einem Graben am Waldesrand bei der Ortschaft Zaim. Über den Dorfweg rumpelten russische T 34 und schwere Geschütze auf Selbstfahrlafetten nach vorn. Der luxemburgische und der französische Zwangssoldat warfen die Waffen fort und machten sich bereit zum Überlaufen. Auch die Deutschen hatten die Nase voll und wollten mit. Aus dem Wald liefen feildgraue Versprengte mit erhobenen Händen hervor. Russische Maschinenpistolen mähten sie rücksichtslos nieder. Überlaufen war also doch nicht so einfach.

Die vier beschlossen, in Deckung zu bleiben und abzuwarten. Gegen drei Uhr nachmittags fuhren russische Troßfahrzeuge heran. Auf offenen Lastwagen standen deutsche Gefangene. Die Überläufer hoben die Hände und traten auf die Straße. Ein LKW stoppte. Vom Wagen herab feuerte ein russischer Soldat. Zu Tode getroffen sank der Elsässer zu Boden. Der Russe hob wieder das Gewehr. Einer seiner Kameraden drehte ihm den Lauf zur Seite. Der Befahrer kam heran und tastete die Gefangenen nach Waffen ab. – Dawai! Auf den Wagen! „Nix Uhr!“ fragte ein russischer Posten. Er trug Armabanduhren bis zum Ellenbogen. Fernands Uhr verschwand im Handumdrehen.

Der Gefangenentransport ging in ein Auffanglager nach Galizien. Einige Tage später wurden die Gefangenen zur russischen Grenze gebracht, und zwar wieder nach Tiraspol, von wo Fernands Kompanie den Rückzug angetreten hatte. Aus dem dortigen Sammellager marschierten die Woinaplennis in unendlich langen Kolonnen nach Rußland hinein. Die Tagesstrecke betrug zwanzig Kilometer. Nachts rasteten die Gefangenen auf freiem Feld und deckten sich mit dem Sternenhimmel zu. Glücklicherweise war es Hochsommer und die Nächte mild.

Während des Marsches hielt Fernand sich in der Kolonnenmitte auf. Er wußte aus Erfahrung, daß die am Rande Gehenden Schlägen ausgesetzt waren. In einem Dorf stießen sie auf ein russisches Notlazarett. Eine Horde zum Krüppel geschossener Kriegsversehrter brach daraus hervor und fiel mit Stöcken und Krücken über die Gefangenen her. Hiebe regneten hageldicht auf die Außenreihen. Es wurde immer heißer. Ein brodelnder Kiefernduft hing über den Wäldern. Flimmernde Hitzeschleier zogen über die Maisfelder. Der Vordermann löste sich im Sonnenglast auf. Nur weiter! Dort drüben am Horizont hoben die Hebebalken der Ziehbrennen ihre hölzernen Finger gegen den azurblauen Himmel.

Wie riesige Vieh-Trecks trieben die Russen die durstigen Gefangenen an die Tränke. Hier gab es ein großes Geschiebe um die besten Plätze. Rasselnd fuhr der Schöpferimer in die Tiefe. In langen Zügen tranken die Gefangenen aus Kochgeschirren, Blechbüchsen und Schöpfkellen. Es kam vor, daß die Ziehbrennen trocken wurden, wenn die grauen Kolonnen zu dicht aufeinander folgten. – Wer nicht mitkam wurde erschossen.

Endlich war ein Bahnhof in Sicht. Viehwagen nahmen die Gefangenen auf. Unwahrscheinlich viele Menschen drängten sich hinter den verriegelten Wagontüren. Das Atmen fiel schwer in der brütenden Backofenhitze. Ziel des Transportes war das Lager Morschansk. Anfang September wurden die Plennis ausgeladen. In Morschansk gab es Holzbaracken. Fernand stieß auf einige Luxemburger, u. a. François Altenhoven aus Redingen-Attert, Marcel Schleder aus Luxemburg und Pierre Unsen aus Beles, der kurz nach seiner Heimkehr zu Hause starb. Die Gefangenen mußten zur Arbeit. Sie zogen hinaus zum Holzschlag in die herbstlichen Wälder. Wer über die Arbeitsnorm kam, erhielt eine zusätzliche Scheibe Brot. Die Arbeit war schwer. Als Küchenkapo fungierte ein hochgewachsener, muskelbepackter Rumäne, mit dem nicht zu spaßen war. Er überwachte auch den Lagerbrunnen. Es herrschte Wasserknappheit. Wer sich zum Brunnen wagte, wurde rücksichtslos niedergeknüppelt. Der Winter kam. Eisiger Wind blies aus den Schnee-Ebenen des Ostens.

Ende November hieß es plötzlich, alle Nichtdeutschen aus dem Westen kämen in ein Sonderlager. Die Gefangenen faßten Verpflegung für drei Tage. Am Sankt Nikolausfest 1944 fuhr der Transport ab. Es war ein samtgrauer Dezembertag. Die Plennis standen in offenen Wagen. Es begann zu schneien. Der Zug ruckelte mühsam durch das frostglitzernde russische Land, Richtung Tambow. Eisige Schneeschwaden stoben über die ungedeckten Wagen, drei Tage und drei Nächte lang. Bei der Ankunft waren zwei Gefangene erfroren. Am 9. Dezember zog der russische Kriegsgefangene Fernand Gerson aus Rümelingen ins Lager Tambow ein.

Über das Lagerleben in Tambow haben Augenzeugen bereits öfters packende Erlebnisberichte verfaßt. In diesem Zusammenhang möchte Fernand Gerson auf die bisherigen Veröffentlichungen der „Amicale des Anciens de Tambow“ hinweisen, deren umfangreiche Festschrift zur Vereinsfahnenweihe im Jahre 1963 (Tambow 1943-1945) eine besondere Beachtung verdient. Die Zeugnisse aus schwerer Zeit stammen alle aus berufener Feder. Ein Nachlesen lohnt sich. Fernand Gerson hat den Berichten seiner Kameraden nichts beizufügen. Sein Gefangenenschicksal lief zu dem seiner Mitgefangenen parallel.

Glück hatte Fernand in einem gewissen Sinne, da er zeitweilig zum Brottransport eingeteilt war. Die Bäckerei befand sich im benachbarten russischen Militärlager. Hier fiel manch willkommener Kanten ab. Der Brotwagen wurde unter Aufsicht zweier Posten von der Bäckerei zur Brotbaracke im Gefangenenlager gebracht. Hier fand die Verteilung statt. Die



hungernden Plennis waren auf jeden Bissen angewiesen. Seltsamerweise genossen die deutschen Offiziere Sonderrrechte. Sie erhielten Zusatzverpflegung. Das machte böses Blut.

Monate vergingen. Fernand suchte zu überleben. Der Krieg war vorbei. Am 28. Juni 1945 traf ein neuer Gefangenentransport in Tambow ein. Unter den Neuankommigen war Fernands Bruder Eugène, (siehe Bericht Eugène Gerson, S. 279). Freudentränen kullerten Fernand die ausgemergelten Wangen herab. Er reichte seinem Bruder die dickverbundenen Hände. Die Finger waren von Hungerausschlag zerfressen. Fernand wurde von Tag zu Tag schwächer. Ob er die Heimat je wiedersah? Um ihn war ein großes Sterben. Doch Fernand wollte leben. Bis zum Skelett abgemagert schleifte er sich durchs Lager. Anfang August wurde ein Krankentransport in Richtung Westen zusammengestellt. Fernand Gerson war dabei.

Am 3. August 1945 fuhr der Zug im Bahnhof Rada ab. Die Kranken reisten in Viehwagen, aber Türen und Fenster waren nicht mehr vergittert. In Fernands Wagon befanden sich 22 Luxemburger, auch Bruder Eugène. Sie waren zwei Monate unterwegs. Über Woronesch, Kursk, Kiew ging es nach Tiraspol (diese Stadt schien Fernand nicht loszulassen). Hier überquerte der Transport die rumänische Grenze. Es ging weiter über Jassy, Galatz, Ploesti, Temesvar nach Szeged in Ungarn, das am 23. August erreicht wurde. Nach einem längeren Aufenthalt in Ungarn fuhr der Convoi weiter in Richtung Bratislava.

Es war jetzt Mitte September. In der Slowakei ereignete sich ein schwerer Unfall, der einem Luxemburger das Leben kostete. Das Wetter war sommerlich warm. Die Türen der Wagen standen offen. Die Stimmung war gut. In Fernands Wagon saßen die Kameraden in der Tür und ließen die Beine in den frischen Fahrwind baumeln. Die geöffnete Tür war durch einen Draht gehalten. Aus der Gegenrichtung brauste ein Schnellzug heran. Anscheinend stand eine seiner Türen offen. Diese riß die Tür des Gefangenewagens aus den Angeln und schleuderte sie über die Kante ins Wageninnere. Der obere Türteil traf den Luxemburger Zwangsrekrutierten Feyerisen aus Niederpallen und erschlug den Bedauernswerten auf der Stelle. Fernand Gerson und Paul Legener aus Vianden saßen neben ihm. Wie durch ein Wunder geschah ihnen kein Leid. Die drei Hintermänner Michel Gilbertz, André Thill und Lucien Holcher erlitten Verwundungen an den Beinen.

Für die Luxemburger Kameraden war es ein furchtbarer Schlag. Auch auf dem Heimweg bleckte der Tod noch immer die Zähne. Am nächsten Bahnhof wurde der Leichnam aus dem Wagen geschafft. Es war ein erschütternder Abschied. Der Transport fuhr weiter. Endlich war Berlin erreicht. Die einst so stolze Reichshauptstadt, die sich in vermessenen Hochmut über ganz Europa erheben wollte, lag in Schutt und Asche. Fernand fühlte sich sterbenskrank. Die Strapazen des langen Gefangenentransportes hatten ihm die letzten Kräfte geraubt. Sein unterernährter Körper war ausgelaugt. Er wog noch 79 Pfund. (120 waren es, als er die Heimat verließ).

Deutsche R.K.-Schwestern im amerikanischen Sektor nahmen sich seiner an. Man brachte ihm mit anderen Tambower Kameraden in einen hellen, sauberen Saal, wo weißgedeckte Betten warteten. Das gab es noch im ausgehenden Berlin! Mit rührender Fürsorge umhiegten die Schwestern die Luxemburger Heimkehrer. Es schien, als fühlten sie sich den ausländischen Zwangssoldaten irgendwie verpflichtet. Spürten sie die furchtbare Kollektivschuld, die das deutsche Volk in diesem entsetzlichsten aller Kriege auf sich geladen hatte?

Nach einem erfrischenden Bad sank Fernand müde ins Bett. Sanft schmiegte sich das weiße Linnen um den kraftlosen Körper. An Fernands Hüften und Rücken hatten sich hornige Hautschwielen gebildet vom Liegen auf den harten Tambower Holzpritschen. Der Heimkehrer glaubte auf himmlischen Wolken zu ruhen, so kuschelweich waren die Federbetten. Zwei Tage ruhten sich die Kranken in Berlin aus. Dann erhielten sie Unterwäsche und Strümpfe. Ein Rot-Kreuz-Fahrzeug wartete. Sie stiegen ein. Zarte Schwesternhände breiteten ihnen liebevoll Decken über die Knie, und der Wagon fuhr zu einem der Berliner Flugplätze. Die kranken Tambower wurden nach Paris ausgeflogen. Lebende Leichen, die in der französischen Hauptstadt zurecht getrimmt werden sollten, damit die Luxemburger nicht von kaltem Grausen gepackt wurden, wenn sie die Menschenwracks aus den Gefangenelagern des großen russischen Alliierten wiedersahen.

In Paris nahm das Hôpital Bichat bei Neuilly im 18. Arrondissement die Heimkehrer auf. Die Ankömmlinge wurden eingehend untersucht. Zehn Tage blieben sie im Lazarett bei strenger Schonkost. Verwundete Franzosen kamen ins Zimmer. Sie setzten ein unwahrscheinliches Schauspiel in Szene, traktierten die Luxemburger mit allen möglichen Schimpfworten, von denen „sales boches“ noch das harmloseste war und drohten die Tambower zu verprügeln. – Auch das noch! Schließlich mußten die zehn Luxemburger auf eine Isolierstation verlegt werden.

Die „Jongen“ hatten weder Kleider noch Schuhe und sollten warten. Der Luxemburger Gesandte besorgte alles Notwendige für die Heimfahrt. Die Ankunft der befreiten Zwangssoldaten war von Radio Luxemburg angekündigt worden. Fernand fuhr per Zug nach Hause. Er kam am 11. Oktober 1945 in Luxemburg an. Seine Eltern und Bruder Eugène, der bereits drei Tage vorher mit einem andern Krankenransport den Weg in die Heimat gefunden hatte, erwarteten ihn am Hauptbahnhof. Die große Gerson-Familie freute sich überschwänglich über den Heimkehrer. Fernand war dem Tod buchstäblich vierzehn Monate russische Gefangenschaft, das war die Bilanz einer zerbrochenen Jugend.

Die Gebrüder Gerson waren nicht die einzigen Rümelingler Zwangssoldaten, die die Russen im Tambower Todeslager zusammengetrieben hatten. Hier die Namen einer Anzahl Rümelingler Mitgefänger, die fern in Rußland den Kelch der Leiden bis zur bitteren Neige leeren mußten und in den Mitgheder-



listen der Ligue „Ons Jongen“ registriert wurden: Feitler Jacques, Gaffinet Jos., Künzinger Henri, Oberro Nic., Reiffers Roger, Schelmsky Alphonse, Stockhausen Philippe, Sybertz Emil, Weber Henri, Weber René, Zimmermann René.



Roger Lorent (geb. am 30. August 1923) war Ankerwickler- und Schlosserlehrling im Differdinger HADIR-Hüttenwerk, als die Wehrpflicht in Luxemburg verkündet wurde. Er weigerte sich der DAF beizutreten und wurde deswegen mit zwei anderen Junghandwerkern vor den Betriebs-Chef zitiert, wo er Rede und Antwort stehen mußte. Auch die Annahme der VDB-Mitgliedskarte lehnte der standfeste junge Patriot kategorisch ab. Im Betrieb machten ihm die Blockleiter und Obmänner deswegen das Leben sauer. Als die Einberufung der Jahrgänge 1923 und 1924 bevorstand, wurden die Rümeling Wehrpflichtigen zu einer politischen Versammlung ins Schulgebäude Langgrund beordert, wo ihnen Ortsgruppenleiter Medernach mit seinem Partei-Amsträger den Beitritt zur Wehrmacht schmackhaft machen sollte. Ein Nazi-Funktionär packte Roger am Kragen und wollte wissen, warum er die VDB-Mitgliedskarte verweigert habe. Erst später merkte Roger, daß ein Verfahren gegen ihn auf dem Instanzenweg war.

Gemustert wurde der Wehrpflichtige im Escher Franziskanerheim, mit einer ganzen Anzahl Rümeling Schulkameraden, unter ihnen Michaux Metty und Dardar Fernand. Freund Michaux Metty, den die Musterungsärzte als Simulanten ansahen, wurde nach allen Noten der preußischen Brülhonenleiter zusammengestaucht und mit Sondermaßnahmen bedroht. Am 17. Februar 1943 rückte Roger in den Arbeitsdienst ein. Der Zug brachte ihn über Trier, Frankfurt am Main und Leipzig nach Kalisch in Polen. Von dort gelangte er per Pferdewagen zum RAD-Lager Turek im damaligen Wartbegau.

Die Abteilung bestand etwa zu einem Drittel aus Luxemburger Zwangsrekrutierten. Wegen seiner handwerklichen Kenntnisse wurde er mit seinem Düdelinger Kameraden Pierre König, der Schreiner war, auf einen großen polnischen Gutshof abgestellt, auf dem Fleischtransportkisten für die Wehrmacht hergestellt wurden. Letzer des Gutes war ein SS-Wehrbauer, namens Meier. Die beiden Luxemburger arbeiteten im Zeitlupentempo und ließen sich kaum aus der Ruhe bringen. Inzwischen war Roger in Rümelingen wegen der verweigerten VDB-Mitgliedskarte zur Einvernahme auf die Escher Kreisleitung befohlen worden. Da der junge Rümeling bereits zum RAD eingerrückt war, wurde das Verfahren auf lokaler Ebene eingestellt. Doch die deutsche Militärbürokratie ließ nicht locker. Ein auf die Ablehnung der VDB-Mitgliedschaft bezugnehmender Hinweis figurierte von nun an in Rogers Stammtrollen. Die Gesinnung des Luxemburger Zwangsrekrutierten galt nie als astrein.

Am 17. Mai 1943 war Roger wieder zu Hause. Als ehemaliger „Letzbuenger Skaut“ hatte er Verbindungen zur Rümeling Resistenz. Doch seine

früheren Scout-Chefs konnten ihm nicht helfen. Die Passeure waren um diese Zeit hoffnungslos überlaufen. Allenhalben wurden Widerstandskämpfer verhaftet. Im Untergrund herrschte eine gespannte Lage. Bereits am 24. Mai mußte Roger fort in die Wehrmacht. Von einer Trierer Kaserne aus ging der Weg nach Landsberg an der Warthe. Dort fanden sich 22 Luxemburger in einer Infanterieabteilung zusammen, unter ihnen Raymond Weber, J.P. Wolf und Marcel Devas.

Kaum waren die Neuankömmlinge eingekleidet, als schon der Drill begann. Nur fünf Tage dauerte die Grundausbildung. Die Luxemburger hatten gerade „Grüßen“ gelernt. Dann hieß es beim Morgenappell: Elsaß-Lothringer und Luxemburger links raus! Ohne Trittmarsch, zur Bekleidungskammer! – Was führten die Deutschen im Schilde? Die Zwangssoldaten faßten brandneue Uniformen und erhielten die dazu passende Ausrüstung. Waffen wurden ihnen nicht anvertraut. Von der Bekleidungskammer ging es in die Turnhalle.

Dort wurden die Rekruten Hals über Kopf vereidigt. Danach mußten sie unterschriftlich beglaubigen, daß sie die Eidesformel mitgesprochen hatten. Alles wickelte sich im Eiltempo ab. Schon waren die Marschbefehle ausgefertigt und Roger wurde mit seinen Kameraden nach Polen zum Truppenübungsplatz Wandern an der Warschauer Eisenbahnlinie verlegt. (cf. Robert Mergen, Der Überläufer, in Revue Nr. 52, 29. Dezember 1979).

In Wandern vollzog sich das wohl Niederrichtigste, was Luxemburger Zwangssoldaten von dem deutschen Militärapparat jemals zugefügt wurde. Die jungen, unerfahrenen Rekruten, die keine Ahnung vom Kriegshandwerk hatten und denen der Umgang mit Waffen völlig unbekannt war, wurden in Viehwagen verladen und ohne Verzug nach Rußland gebracht. Es schien, als hätten die Nazis nichts Eiligeres zu tun, als die Zwangsrekrutierten aus dem Westen auf möglichst schnelle und effiziente Art zu liquidieren.

380 militärische Grünshnäbel im feldgrauen Zwangsrock fuhren über Warschau nach Osten, drei Tage lang. Sechs Gradierste mit Karabinern begleiteten die jungen Spunde, die kaum zehn Tage Soldat waren. Die Frontfahrt ging über Baranowice, Minsk und Witebsk nach Gorodok. Die Eisenbahnstrecke, eine wichtige Nachschublinie, hatte von den Russen schon Manches abbekommen. Roger zählte längs einer Gleisseite nicht weniger als 27 ausgebrannte Lokomotiven. In den Abendstunden des 10. Juni war der Transport am Ziel. Die Rekruten wurden von Oberleutnant Schmalfeld begrüßt: „Männer, ihr seid hier nicht auf Rosen. Über uns kreisen russische Maschinen!“

Algediente Soldaten, verbrauchte Männer, die schon auf die fünfzig gingen, mischte man unter die Neuankömmlinge. Genesende, die überstürzt aus den Lazaretten geholt worden waren, fungierten als Gruppenführer und Ausbilder. Am folgenden Tag war Gewehrempfang. Die Soldaten wurden in russischen Häusern einquartiert, und die Grundausbildung begann jetzt von vorn. Wie in der Kaserne: Marschübungen, Felddienst, Schießen, in eintönigem Wechsel. Zahlreiche Luxemburger, unter ihnen König Franz, König